Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 24

Artikel: Stellvertreter, Sündenböcke und Subversive
Autor: Knobel, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-511017

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

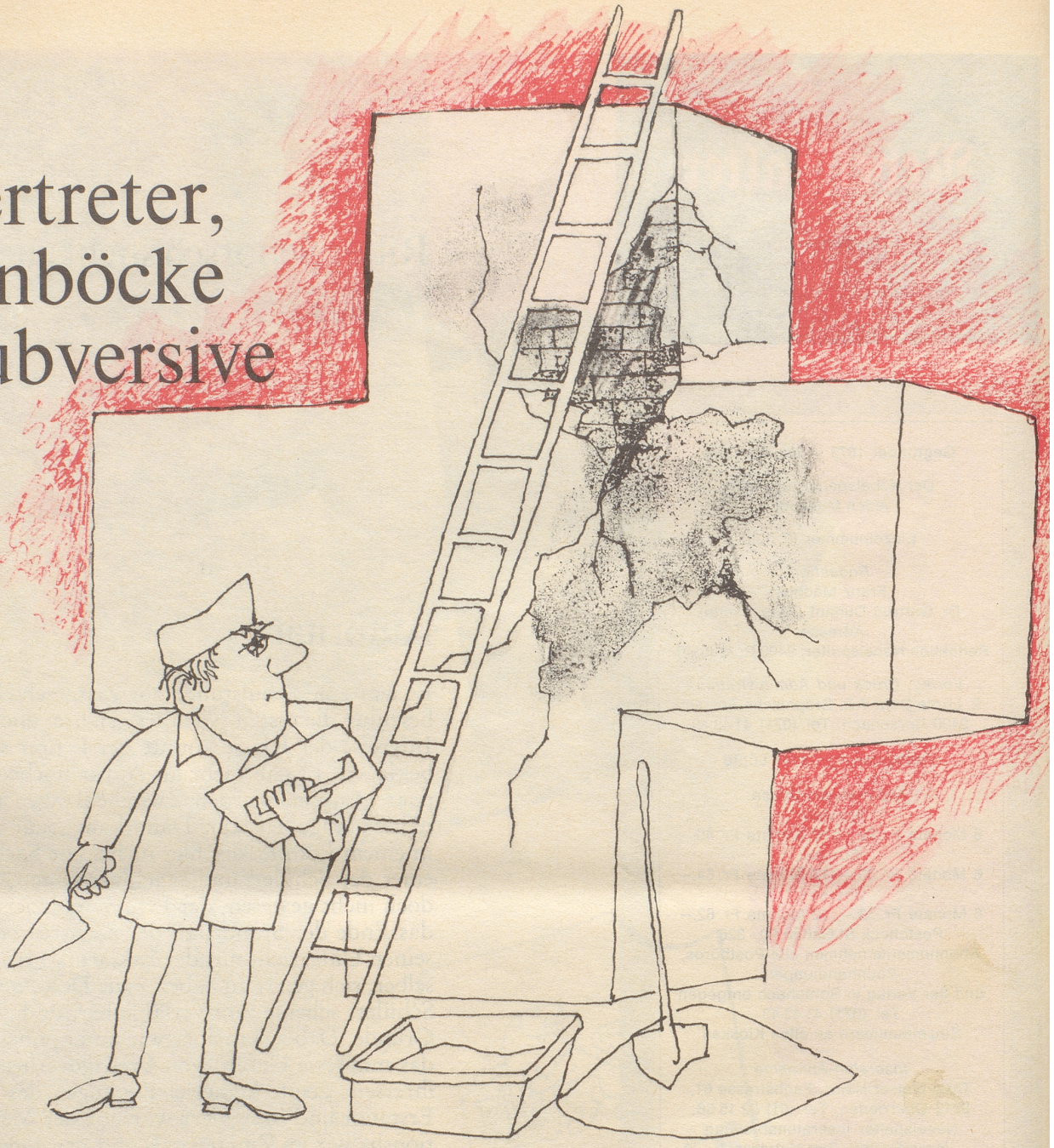
Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bruno Knobel

Stellvertreter, Sündenböcke und Subversive

Gedanken nach dem Umgang mit drei Büchern



Eine Art Landesverrat

Man weiß es nachgerade, nämlich, daß in unserem Lande ein Unbehagen herrscht. Prof. Walter Muschg nannte als Grund «Sterbendes Seldwyla»; Prof. Max Imboden sprach von helvetischem Malaise; Prof. Karl Schmid prägte den Titel «Unbehagen im Kleinstaat»; Prof. J. R. von Salis schrieb «Schwierige Schweiz» ... Damit soll lediglich angedeutet sein, daß einer ein hochachtbarer Mann sein kann, auch wenn er sich kritisch mit der helvetischen Gegenwart auseinandersetzt. Und diese Andeutung ist nicht überflüssig in einer Zeit, wo gute Schweizer dazu neigen, recht verallgemeinernd gleich alle unbequemen Kritiker der subversiven Absicht zu bezichtigen und sie zu verdächtigen, sie seien vom Ausland gesteuert. Es gibt solche, zugegeben, und es mag ihrer nicht wenige geben. Aber es wäre falsch, zu übersehen, daß eine große Zahl von Kritikern unsere helvetische Gegenwart kritisieren, weil ihnen das Wohl unseres Landes am Herzen liegt. Und es wäre falsch, sie zu Sündenböcken dafür zu stempeln, daß Grund für ein Malaise besteht. Es wäre aber auch falsch, zu glauben, das Vorhandensein dieses Unbehagens sei etwas Ehrenrühriges. Manche tun nämlich so, als sei es schon eine Art Landesverrat, wenn einer nur offen sagt, in der Schweiz sei nicht alles in bester Ordnung. Er muß sich nicht selten den rüden Rat gefallen lassen, wenn er hier etwas auszusetzen habe, möge er sich doch ins (meist östliche) Ausland verziehen.

Malaise ist keine Schande,

im Gegenteil! Das Unbehagen ist eine natürliche (und auch nützliche) Folge davon, daß sich zu viel in zu rascher Folge verändert. Letzthin begegnete ich in Zürich einer rüstigen alten Dame. Sie sagte mir beiläufig, sie hätte noch das Rößlitram erlebt und das erste Auto in Zürich gesehen. Mein Gott, wenn man bedenkt, welchen tiefgreifenden Veränderungen der Mensch sich in *einem* Leben anpassen muß, wie viele z. T. gewaltige Umstellungen in der Denk- und Lebensweise im Laufe einer Generation von ihm gefordert werden – wenn man das bedenkt, dann wird begreiflich, wie groß die Spannungen sind, denen der Mensch unserer Zeit ausgesetzt ist, und es wird verständlich, daß mancher darauf mit einem ganz allgemeinen (und auch verallgemeinernden), diffusen, undifferenzierten Unbehagen reagiert und nur den einen Wunsch hat: dafür ganz konkret einen Schuldigen, einen Sündenbock zu haben. Denn auf irgendwen muß sich schließlich die Spannung entladen können.

Die Sündenböcke

Sündenböcke sind immer Stellvertreter, und man sucht sie im Unpersönlichen: *Der* Verkehr, *die* Fremdarbeiter, *die* Spekulanten, *die* Wirtschaft ... Das Sündenbockdenken lenkt so bequem von der eigenen Verantwortung ab. *Der* Ausverkauf der Heimat – es sind Menschen wie Sie und ich, die ihr Land gewinnbringend verkaufen, und mancher, der über den «Ausverkauf der Heimat» lästert, würde es ihnen gleichtun, *wenn* er Land zu verkaufen *hätte*. «*Die* Wirtschaft» als *die* Quelle *der* Umweltverschmutzung – wie bequem diese Behauptung doch noch immer von der Einsicht ablenkt, daß die Umwelt weit, weit mehr und vor allem von *uns* verschmutzt wird, auch wenn einfallslose Karikaturisten es mit ihrem (populären) Sündenbock-Zeichnen so weit gebracht haben, daß man kaum ein anderes Symbol

für die Umweltverschmutzung mehr sieht als ein rauchendes Fabrikschlot.

Die schleichende Geldentwertung – daran seien *die* Banken schuld oder *die* Wohnungsvermieter oder *die* Landwirtschaft. Wir dagegen fordern ja nur mehr Reallohn, wir steigern nur ständig unsere Ansprüche, jagen bloß nach höheren Statussymbolen, und *das* führt selbstverständlich nicht zur Teuerung. Weil nicht ist, was nicht sein darf.

Sündenböcke sind bequem. Sie lenken von unserem eigenen heimlichen schlechten Gewissen ab. Indem wir die Verantwortung Sündenböcken zuschieben, wird uns das Unbehagen erträglicher, gewiß. Aber wir verändern damit nicht die Ursachen des Malaises.

Stellvertreter

Es gibt Leute, die stellvertretend für uns nach den Wurzeln unseres Unbehagens graben. Es sind zivilcouragierte Zeitkritiker, Nonkonformisten im guten Sinne. Sie zeigen Mängel *und* deren Wurzeln auf. Weil diese Wurzeln zu oft aber zu *uns* persönlich führen, neigen wir dazu, diese unbequemen Kritiker verbal in den Topf der Rebellen, Subversiven, Miesmacher zu werfen. Indem wir sie so etikettieren, haben wir sie uns auch schon vom Hals geschafft. Und wir glauben erst noch, damit sei ein nützlicher Akt «geistiger Landesverteidigung» vollbracht. Und wir denken nicht daran, daß ohne jenen draufgängerischen Nonkonformismus von vor 1848 unser Bundesstaat, auf den wir so stolz sind, nicht geschaffen worden wäre.

Die Welt verändert sich, und zwar immer schneller. Und *wir* sind es, die sie verändern oder zur Veränderung zwingen. Es wäre nun doch wirklich seltsam, wenn wir nicht auch bei *uns* sehr vieles anpassend verändern müßten, auch vieles, das uns lieb war. Es ist ja auch in der Schweiz nicht möglich, den Fünfer *und* das Weggli zu bekommen. Das «Sterben Seldwylas» können (und dürfen) wir nicht verhindern.

Schon 1941 schrieb Prof. Walter Muschg:

«... Und das Erstaunlichste: noch heute wird das geistige Gesicht unseres Landes durch diese Ueberlieferung, diesen Glauben an das Glück des Wohlstandes und des guten Gewissens bestimmt. Noch heute ist der Seldwyler, wie Keller ihn sah, scheinbar unsere repräsentative Figur. Aber die Heiterkeit, mit der ihn Keller belächelte, hat sich seither ganz verloren. Die witzigen Kapriolen, die er ihn vollführen läßt, wirken jetzt tragisch unzeitgemäß, und der Glaube, daß man sich um jeden Bankrott herumschwindeln könne und das Schicksal sich nasführen lasse, indem man sich zeitweise totstelle, erscheint heute als Aberglaube und gefährliche Verblendung. Dieses Seldwylertum ist das Phantom der Vergangenheit, dem jetzt zu Grabe geläutet wird, etwas historisch und unwirklich Gewordenes. Es ist nicht die ewige Schweiz, die mit ihm versinkt, nur das Sinnbild einer einmaligen, durch viel Licht und viel Schatten ausgezeichneten Epoche, die von den Wahrheiten einer neuen, weniger glücklichen Zeit zugedeckt wird. Die Seldwyler glauben, daß mit ihnen die Schweiz selber untergehe; das ist eine Täuschung, mit der sie sich ihr letztes Denkmal setzen ...»

Und im gleichen Aufsatz schrieb er: «Die Zukunft der Schweiz hängt davon ab, wie die Krankheitsherde behandelt werden, die sich in ihr herausgebildet haben.» (Muschg: *«Pamphlet und Bekenntnis»*, Walter Verlag, Olten.)

So zu denken ist zwar nötig und schmerzlich, aber nicht subversiv!

Geistige Landesverteidigung

Die unser Unbehagen nährenden Erscheinungen sind in ihrer Mehrzahl *Zeit*erscheinungen und also in ihrer Wirksamkeit nicht auf die Schweiz beschränkt. Meist kommen sie von außen. Und schon das bewirkt oft, daß wir sie zum vornherein ablehnen und bekämpfen, statt sie zu prüfen und uns mit ihnen auseinanderzusetzen.

Vielleicht gilt es nicht nur, Seldwyla zu überwinden, sondern auch unsere vom Zweiten Weltkrieg geprägte und seither konservierte Haltung. Jene unsere Haltung vor und während des letzten Krieges war äußerlich die eines Igels, und innerlich trieben wir «geistige Landesverteidigung». Aus dieser Haltung heraus wurde alles abgelehnt, was von außen («von draußen») kam, denn es *war* schlecht, und es *war* für uns unzumutbar. Und wer dem, was von draußen kam, bei uns zum Durchbruch verhelfen wollte, der *war* meist subversiv.

O. F. Fritschis Buch *«Geistige Landesverteidigung während des Zweiten Weltkrieges.* Der Beitrag der Schweizer Armee zur Aufrechterhaltung des Durchhaltewillens» (Verlag Stocker-Schmid, Dietikon-Zürich) erinnert uns zur rechten Zeit daran, was geistige Landesverteidigung *war*.

Aber weder die damaligen Verhältnisse noch die damalige Einfachheit in der Einstufung in gut oder böse lassen sich zementieren für alle Zeiten.

Und so möchte denn auch Fritschi mit seinem Buche (wie er schrieb) vor allem eines unter Beweis stellen: «... die Erkenntnis nämlich, daß gezielte Maßnahmen gegen den Totalitarismus, die nur allzu leicht selber totalitäre Formen annehmen, weniger nützen als das Bestreben, in den eigenen Gemarkungen eine Ordnung der Freiheit und Gerechtigkeit zu bewahren, und das Bemühen, an die ständige Verbesserung dieser Ordnung in unermüdlicher Kleinarbeit beizutragen. Denn nur ein Staat, in welchem die große Mehrheit der Bürger die eigenstaatliche Existenz als ein verteidigungswürdiges Gut eindeutig bejaht, wird den vielerlei Gefahren unserer Zeit zu trotzen vermögen! ...»

Diktatur des Patriotismus

Wie geschieht solches ständige Verbessern unserer Ordnung? Wie lebt ein Kleinstaat in einer unsicheren Welt, von deren Schicksal er auf Gedeih und Verderb abhängt, am klügsten? Indem er sich in ständige Abwehr und gespannten Alarmzustand versetzt? Indem er die Freiheiten seiner Bürger einschränkt, in der (überkommenen geistigen Landesverteidigungs-) Meinung, diese Freiheiten könnten von staatsgefährdenden Subjekten mißbraucht werden? Oder so, daß er seine freiheitlichen Qualitäten im Vertrauen auf das Volk und in eine Politik der Selbstsicherheit ausspielt wie Trümpfe?

Solche Fragen sucht Hans Tschäni zu beantworten in seinem Büchlein *«Die Diktatur des Patriotismus»* (Pharos-Verlag, Basel).

Er geht davon aus, daß wir Schweizer sehr stolz sind auf unsere Freiheit. Auch Schweizer *Freiheit* ist für uns ein Qualitätsbegriff. In der Unruhe, die Gesellschaft und Staat erfaßt hat, müssen wir nun aber plötzlich den Gehalt dieser Freiheit beweisen. Vor allem haben wir zu fragen, wieviel uns die individuelle Freiheit wert sei. Und wieviel die Redefreiheit. Und das Demonstrationsrecht. Ist die äußere Bedrohung jetzt, im Frieden, tatsächlich so stark, daß die Meinungsäußerungsrechte eingeschränkt werden dürfen? Geht die Staatsräson auch in Friedenszeiten der Individualfreiheit vor? Tschäni vertritt die Meinung, wir hätten Kriegsgesetze in den Frieden übernommen, sähen überall subversive Gespenster und schränkten unter diesen Begründungen die Individualfreiheit zu leichtfertig ein. Weil dieser Freiheitsverlust vor allem im Einverständnis mit bürgerlichen Kreisen und im Zeichen der Vaterlandsverteidigung geschehe, sei nicht nur die «extreme Linke» in der Schweiz ein Problem, sondern auch der schwindende Liberalismus der in unserem Staat führenden «Rechten».

Der Verfasser belegt auch die Behauptung, die berühmte Schweizer Freiheit werde in Friedenszeiten ausgehöhlt, weil unsere Politik dazu neige, zum Schutz des Vaterlandes und der Gesellschaftsordnung vor subversiven Elementen und deren provokatorischer Kritik die Meinungsäußerungsfreiheit einzuengen.

Tschäni vertritt die Auffassung, unser Staat sei zwar für den Menschen geschaffen worden, er neige jedoch mehr als nötig dazu, zuerst für sich selbst zu sorgen. Die Verfassung gebe viel Freiheit, aber die Gesetze und Verordnungen, welche die Politik dazu macht, nähmen sie wieder. Das sei zwar im Krieg teilweise nicht zu umgehen. Eine echte Demokratie dürfe aber einen Zustand, der sich in der Not bewährte, nicht zementieren. Es erweise sich auch, daß manches Gesetz in einem großzügigeren Geist neu formuliert, manche staatsschützlerische Verordnung gestrichen und vor allem auch liberaler ausgelegt werden müßte.

Der Verfasser schreibt:

«Jeder Staat sucht Korpsgeist. Bei uns heißt das: Verteidigt den alten Schweizergeist! Man denkt an Wilhelm Tell und Sempach und zugleich an die Bundesverfassung. Alter Schweizergeist ist gut, der Zeitgeist, der ihn bedrängt, ist verwerflich. Der gute alte Schweizergeist verteidigt die Bundesverfassung, die Gesetzmäßigkeit, die Armee, das Vaterland – der Zeitgeist verteidigt Dienstverweigerer, verteilt Flugblätter, demonstriert, ist subversiv. Geht aber diese vaterländische Gleichung auf, die vielen unserer Gesetze zugrunde liegt und nach der sie ‹staatserhaltend› verteidigt werden?»

Tschäni versucht, anhand der Auseinandersetzung im vergangenen Jahrhundert, die zur Gründung des Bundesstaates führte, zu beweisen, daß man Geister nicht konservieren darf, aber auch, daß man sich unter diesen «Geistern» etwas Falsches vorstellt, weil sie sich verändern.

Und er tut dar, daß unser «Leitbild der Vergangenheit» Irrtümer enthält, und daß nur ein sehr großer Spielraum für die Meinungsäußerungsfreiheit den Glauben an den Wert *freiheitlichen Denkens* zurückzugeben imstande sei.

*

Freiheitliches Denken heißt vor allem einmal *Denken;* und es bedeutet, daß man das Denken nicht Stellvertretern überläßt; es will überdies heißen, daß man auch sich selber und sein Verhalten objektiv zum Gegenstand der Denkvorgänge macht, statt Sündenböcke zu suchen. Solches Denken macht nebenbei auch äußerst vorsichtig im Umgang mit dem heute so vielgebrauchten Eigenschaftswort subversiv.

Es gibt heute in der Schweiz viele Erscheinungen, die unser Malaise begründen. Wer gegen diese Erscheinungen ist, muß nicht auch gegen die Schweiz sein. Und wenn einer gegen das Sündenbockdenken ist, heißt das nicht, daß er sich leichtfertig über die Gründe für unser Unbehagen hinwegsetzt.